



Wir kommentieren

ein ernstes, beglückendes Buch von Ladislaus Boros: Über den Tod – Karl Rahner über Theologen, Dichter und Philosophen – Der Tod in der Sicht von Philosophen und Dichtern – Die Bedeutung der transzendentalen Methode zur Ergründung des Todes – Die Trennung von Seele und Leib revidiert – Theologische Aspekte stützen die Endentscheidungshypothese – Ökumenische Perspektiven.

evangelische Heimstätten in der Schweiz: Der seelsorgliche Ausgangspunkt – Der persönliche Ausgangspunkt: Prof. Emil Brunner – Der raum-zeitliche Ausgangspunkt: Boldern – Die Früchte – Der Sinn: Begegnung von Kirche und Welt – Heranziehung der «Randsiedler» – Tagungstypen – Im Vorfeld der Tagungen – Die Nacharbeit: Gruppenbildungen – Laienschulung – Christuszeugnis in der Welt.

Kunst

Ausdrucksformen religiöser Existenz im modernen Theater: Ein in Schmerzen gewachse-

nes Bekenntnis – 1. Warum kann der Held des Theaters kaum ein Heiliger sein? – Drei Antworten: a) Heilige sind nicht dramatisch – b) «Das Christentum ist die Partei der Besiegten» – c) Die Kunst des Theaters ist öffentlicher als die «Christliche Kunst» – 2. Wie drückt sich religiöse Existenz im Theater aus?: Was bedeutet religiöse Existenz hier? – Wo liegt hier die Grenze religiöser und nichtreligiöser Existenz? – Ein Mensch im Wandel – Priester- und Bibelstücke – Christusstücke – 3. Drei Gruppen konkreter Verwirklichung: Stücke des Vorhofs: in die Entscheidung gestellt – Stücke des Übergangs: christliche Existenz im Indirekten – Stücke des Glaubens: Grenzsituationen – 4. Vom Aufhören beim vorletzten Wort.

Verkündigung

Die Katechetische Erneuerung als gesamt-kirchlicher Vorgang: Das Problem der Terminologie: Was bedeutet Kerygma? – Was Kate-

chese? – Was «predigen»? – Die herrschende Verwirrung und die sich anbietende Lösung – Worin liegt die neue Methode? – Die herrschende Verwirrung – Die sich anbietende Lösung.

Aberglaube

Astrologie und Strafjustiz: Ein geschichtlicher Überblick: Babylonien und Assyrien – Griechenland – Rom – «Das chaldäische Ungeheuer» – Heidnische und christliche Zeit – Todesstrafen – Frühgermanischer Kulturkreis – Das Zeitalter der Aufklärung – Horoskopstellen und Strafjustiz in den heutigen Staaten – Was wäre zu ändern?

Bücherschau

Das Geschichtsbild der Europäer von Afrika: Ideologische Hintergründe – bei Frobenius – Westermann – Davidson – Cornevin – Sik – Röpke – und anderen.

KOMMENTARE

Mysterium mortis

Eigentlich hätte es uns schon längst verwundern müssen, daß lange Zeit hindurch das Geheimnis des Todes, an dem doch kein Mensch vorbeikommt und mit dem ein jeder sich höchstpersönlich auseinandersetzen muß, in der Theologie einen recht bescheidenen Platz angewiesen bekam. In den großen Dogmatiken fällt er unter das schmale Kapitel «Von den letzten Dingen», und selbst in einer die Breite nicht scheuenden, wie der von Michael Schmaus (Bd IV 2; 1953), sind ihm nur neun Seiten eingeräumt. Karl Rahner, der verzweifelt gegen die weitverbreitete – «eigentlich blasphemische» – Meinung angeht, die Theologie hätte die Offenbarung Gottes schon «ungefähr ausgeschöpft» und Fortschritte – abgesehen von einigen Sondergebieten – bezögen sich nur noch auf «mehr oder weniger belanglose Subtilitäten», schreibt gerade zum Thema des Todes: «Man schlage in irgendeiner Bibliographie nach und man wird erschreckt sein über die Dürftigkeit oder den gänzlichen Mangel eigentlich dogmatischer Untersuchungen über die Theologie des Todes. Dichter und Philosophen denken darüber nach. In der Theologie von heute wird einmal irgendwo frostig gelehrt, daß der Tod eine Straffolge der Erbsünde sei. Das ist so ungefähr alles»¹ (1954).

¹ «Schriften zur Theologie» I, S. 20/21.

Nun, inzwischen ist einiges geschehen. Angeregt von den «Dichtern und Philosophen» haben sich auch die Theologen des Todesgeheimnisses intensiver angenommen. Dabei handelt es sich um Theologen verschiedener Sprache. Vor allem der französischen, wie Glorieux und Troisfontaines, aber auch der englischen, wie R. W. Gleason, und italienischen, wie M. F. Sciacca. Im deutschen Sprachraum ist – abgesehen von den Übersetzungen aus dem Französischen – vor allem Karl Rahner selbst zu nennen mit verschiedenen Artikeln in Zeitschriften und dem Heft 2 der «Quaestiones disputatae»: «Zur Theologie des Todes» (Herder 1959). Aber auch Winkhofer, Schmaus, H. Volk haben das Thema aufgegriffen.

► In diese Reihe stellt sich nun auch Ladislaus Boros mit dem Buch «Mysterium Mortis», das die vorausgehenden Arbeiten in eine Synthese zusammenfassend abschließt, zugleich aber auch neue Arbeiten in reicher Fülle anregt. Wir haben eine teils philosophische, teils theologische Abhandlung vor uns, die wissenschaftlichen Anspruch erhebt und trotzdem keineswegs in die Reihe der herz- und geistarmen Schriften gehört, die solche Produkte nur allzuoft darstellen. Man ist gewissermaßen mitten in die Werkstatt des Autors hineingestellt, der von einer Idee übermächtig angezogen ihr nachgeht, immer neue Seiten an ihr entdeckt, immer neue Beziehungspunkte staunend wahrnimmt, vom Erarbeiteten dann und wann Abstand nehmend zurück-

tritt, es musternd zusammenfaßt, um alsogleich wieder sich weiteren Ausblicken zuzuwenden, bis sich schließlich das ganze Bild rundet: das mysterium mortis enthüllt sich als «Grundsakrament, das in den anderen Einzelsakramenten geheimnisvoll gegenwärtig ist und sie, indem es sie überragt, innerlich trägt» (S. 173).

► Ein solches Buch, das in seinen wesentlichen Grundzügen «wie aus einem einzigen Wurf in einer geschlossenen Zeitspanne (S. 9) entstand, enthält wie jede ein wenig visionäre Schau manch kühne und weit vorgeschobene Behauptung, die vom Gewohnten und Hergebrachten erheblich abweicht und schon deshalb Widerspruch erfahren wird und soll. Ladislaus Boros hat sich freilich gut abgedeckt und weiß für jede seiner ungewohnten Aufstellungen Autoren aus der neueren Zeit anzuführen, die für ihn gutstehen. Das enthebt natürlich den Theologen nicht, die Gründe einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Wir fanden es aber beglückend, zu sehen, auf wie vielen Sektoren die Theologie, nicht haschend nach Neuigkeiten, sondern ernsthaft ringend und von der Not des heutigen Menschen bewegt, sich daran macht, Problemen, die man seit 200 Jahren mit offenbar unzureichenden Antworten apodiktisch abgetan, mutig wieder ins Auge zu sehen.

► Die These, die Ladislaus Boros zu erhärten unternimmt, läßt sich in einem klaren und einfachen Satz ausdrücken:

«Der Tod ist der erste vollpersonale Akt des Menschen und somit der seinsmäßig bevorzugte Ort des Bewußtwerdens, der Freiheit, der Gottbegegnung und der Entscheidung über das ewige Schicksal» (S. 9, 93, 173).

Der Beweis dieses Satzes gleicht sich im philosophischen und theologischen Teil insofern, als aus einer Anzahl konvergierender Hinweise die letzte Sicherheit entspringt. Dem induktiv denkenden Menschen von heute, der von der Naturwissenschaft her geprägt ist, liegt dieses Vorgehen ohne Zweifel. Auf seine Berechtigung auch im philosophischen und theologischen Bereich hat bereits Newman hingewiesen, dessen Ausführungen wiederum Pius XII., wenn man so sagen kann, kirchenamtlich bestätigt hat.²

► Im philosophischen Teil wendet Ladislaus Boros zur Erarbeitung der einzelnen Hinweise die sogenannte transzendente Methode an, deren bedeutendster Vertreter Blondel sein dürfte. Sie besteht im wesentlichen darin, daß aus der Analyse der menschlichen Bewußtseinsvollzüge an den Tag gebracht wird, was sie (wie Blondel sagt) «ganz wortwörtlich genommen ‚voraussetzen‘, was sie möglich macht, was ihnen Bestand verleiht». Zur philosophischen Ergründung des Todes ist diese Methode insofern von großer Bedeutung, als wir ja aus der unmittelbaren Erfahrung oder Beobachtung den Akt des Todes im letzten nicht kennen und erreichen können. Wir müssen ihn erschließen aus den Bewußtseinsakten der Lebenden, in die der Tod bereits hineinragt. Damit sind wir mitten in der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit ihren besten Vertretern machen wir im Buch von Boros Bekanntschaft. Man hat schon oft geklagt, daß für katholische Philosophen die Denkleistungen der Modernen oftmals Tabu seien oder mit wenigen pauschalen Urteilen abgetan werden. Auf das vorliegende Buch trifft dieses Urteil gewiß nicht zu. Es zeigt ganz im Gegenteil, wie gerade von diesem – keineswegs völlig neuen, aber doch von den heutigen Denkern vornehmlich begangenen und ausgebauten – Weg auch auf den Christen brennend interessierende Fragen neues Licht fällt.

Ich will nicht leugnen, daß bei der Lesung dieses Teiles mich auf weite Strecken der Zweifel plagte, ob nicht bei diesen ver-

schiedenen Analysen nach der transzendentalen Methode Leib und Seele so weit auseinandergerissen werden, daß dahinter eine platonisch anmutende Auffassung sich verborgen hält: der Leib, das Gefängnis der Seele. Gelegentlich zwar wird das tatsächlich in Abrede gestellt, wie etwa am Ende des fünften (S. 72) und sechsten (S. 78) Abschnittes, doch sieht man nicht recht, wie das ein Ergebnis der angewandten Methode ist. Behoben wird dieses Bangen erst endgültig und da freilich gründlich durch den achten Abschnitt: «Revidierte Begriffsbestimmung des Todesvorganges». Allerdings stützt sich dieser Abschnitt nicht auf die transzendente Methode, sondern in Anlehnung an Karl Rahner auf einen ontologischen Wesensbeweis. Dieser Kombination zweier philosophischer Methoden steht nichts im Weg, sie ist durchaus legitim und es ist sogar gut, daß sie vorgenommen wurde.

► Das vielleicht überraschendste Ergebnis der ganzen Untersuchung liegt aber im theologischen Teil. Die philosophisch erarbeitete These bringt in eine ganze Reihe höchst wichtiger Glaubenswahrheiten ein unerwartetes Licht und erleichtert ihre Zusammenschau. Es entsteht auf diese Weise geradezu ein theologisches Argument, das heißt: geoffenbarte Wahrheiten, die in der Annahme der These ihre scheinbare Widersprüchlichkeit verlieren und deren Zusammenhang durch sie sichtbar wird, weisen nun ihrerseits auf die Richtigkeit der These hin. Einige solcher Wahrheiten seien genannt: Es wird von innen her ein Grund dafür angegeben, weshalb der mit dem Tod erreichte Zustand unabänderlich ist. In der Klemme der beiden theologischen Forderungen, allgemeiner Heilswille Gottes einerseits und unabdingbare Notwendigkeit einer persönlichen Begegnung mit Christus andererseits, wird ein befriedigender Ausweg gezeigt, der die bisherigen Erklärungsversuche nicht unnötig macht, aber doch wesentlich ergänzt; die Frage nach dem Heil der ungetauft sterbenden Kinder erfährt eine weit glücklichere Lösung als die seit Skotus und Klee von einzelnen Theologen immer wieder versuchte «Illuminationstheorie», die trotz ihres richtigen Ansatzes sich (wegen ihrer Künstlichkeit) nicht durchsetzen konnte, und der limbus parvulorum fällt endlich dahin; auch für die Erbsünde sucht Boros seine These fruchtbar zu machen, was allerdings voraussetzt, daß man die Erbsünde aus dem existentialen Mitsein erklärt, etwa in der Art, wie es in «Orientierung» der Artikel von Schoonenberg unternimmt. Nicht ganz deutlich wird in dieser Ausführung allerdings, wieso die Hinwegnahme der Erbsünde eine Heilsgabe ist. Man gewinnt eher den Eindruck, sie erfolge durch das Hinaustreten der Seele aus ihrem irdischen Leib, gleichsam automatisch, selbst abgesehen von der hier geschehenden Christusbegegnung. Ganz unmöglich erscheint diese kühne Spekulation nicht, doch müßte sie wohl noch allseitiger durchdacht und gesichert werden, als es hier möglich war. Die Lehre vom Läuterungszustand erfährt ebenfalls eine verinnerlichte Erklärung, die freilich voraussetzt, daß das sogenannte Fegfeuer keine «Dauer» besitzt. Ob da der Vielschichtigkeit der Menschen genügend Rechnung getragen wird, dürfte mancher sich fragen. Auch eine Bereicherung der Christologie sieht Boros in der Endentscheidungshypothese. Es wird von innen her klarer, warum uns Christus gerade durch seinen Tod erlöst hat. Unter Zuhilfenahme der Gedanken Karl Rahners vom allkosmischen Bezug des Menschen, zu dem hin die Seele bei der Trennung vom Leib sich öffnet, fällt Licht auf den Abstieg Christi zur Hölle, den wir so gedankenlos im Kredo beten. Auch Auferstehung und Himmelfahrt möchte Boros hier unmittelbar miteinbeziehen, woraus sich auch für unsere Auferstehung ergeben könnte (wie er in einer Anmerkung andeutet), daß die Auferstehung der Geretteten in der Endentscheidung selbst sich vollzieht. Wahrhaft kühne Perspektiven, die dem Glauben nicht zu widersprechen scheinen und ihrerseits wieder Licht auf Kirche und Sakramente werfen könnten. Das alles ist freilich mehr angedeutet als allseits bereits durchgearbeitet. Man wird sich angeregt fühlen, die dazu angegebenen Quellen

² Siehe dazu den Aufsatz von F. M. Willam: «Kardinal Newman und die kirchliche Lehrtradition» in «Orientierung» 1958, S. 61–66. Es wird dort darauf hingewiesen, wie eine große Anzahl von Indizien und Demonstrationen, die je für sich vielleicht keine volle Gewißheit ergeben, in ihrem Zusammenhang erfaßt durchaus einen sicheren Beweis für die Existenz einer gemeinsamen Quelle oder Wurzel ergeben können.

(es sind oft weitverstreute Artikel in Zeitschriften) anzusehen. Es besteht aber kein Zweifel, daß eben deshalb, weil die Annahme der von Boros vorgetragenen Hypothese alle diese Glaubenswahrheiten überraschend erhellen würde, nicht nur die Glaubenswahrheiten die These, sondern auch die These die manchmal kühnen Deutungen der Glaubenswahrheiten stützt. Daß darin kein Zirkelschluß liegt, wollen wir jetzt nicht weiter ausführen.

► Als letztes sei darauf hingewiesen, auch wenn dies der Autor nirgends anmerkt und wohl auch gar nicht eigens beabsichtigt hat, daß dieses Buch trotzdem zugleich einen ökumenischen Beitrag darstellt. Vergleicht man beispielsweise, was hier über die Auferstehung der Toten gesagt wird mit dem, was Paul Althaus in «Die letzten Dinge» (1957) über das unmittelbare Beisammenliegen von Tod und Auferstehung schreibt, so muß man feststellen, daß die bei Boros gebotene Lösung sich gegenüber der künstlichen (eine geheimnisvolle übernatürliche Überwindung der Zeit annehmenden) bei Althaus wie von selbst als die «befreiende» ausnimmt, der Althaus nur zustimmen kann. Ähnliches gilt vom Läuterungszustand, den viele Protestanten so leidenschaftlich bekämpfen, und vor allem entspricht die Ansicht, daß die Seele nie ohne Leib und Kosmosbezogenheit sein kann, den biblisch denkenden Evangelischen weit besser als alle von der griechischen Philosophie beeinflussten bisherigen katholischen Ausdeutungen des Dogmas. Es zeigt sich hier, daß ökumenische Fortschritte nicht nur durch ein Hinüberschauen zu den andern erreicht werden können, so wichtig das auch selbstverständlich ist. Die Verinnerlichung und Vertiefung der eigenen Position allein kann uns nicht selten durch sich selbst dem Wahrheitsgehalt der anderen annähern.

M. G.

Evangelische Heimstätten in der Schweiz

So sehr die Kirche das «ewige» Wort zu künden hat, so sehr hat sie es in eine immer neue Gesichtssituation hineinzusprechen. Die Kirche kann die Zeichen der Zeit auch übersehen, verkennen oder verschlafen.

Die weltweiten Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit (die sozialen Kämpfe, die Auseinandersetzung mit dem Hitlerreich, der zweite Weltkrieg, der Machtaufstieg und Vormarsch des Kommunismus) haben der Kirche erst richtig zum Bewußtsein gebracht, daß die Welt anders geworden und daß die Kirche in vielen Schichten der Bevölkerung und in mannigfachen Sachgebieten sozusagen abwesend ist. Die Menschen sind nicht mehr da, wo die Kirche ist, und die Kirche ist nicht mehr dort, wo die Menschen unserer Tage sind.

Diese notvolle Feststellung hat gerade im Protestantismus und besonders unter sehr aktiven Laienkreisen ein neues Verantwortungsbewußtsein für die «Welt» und einen starken Missionswillen geweckt. Die Kirche muß aus dem Turm heraus! «Wir müssen», so hat es *Heinz Zabrnt* formuliert, «den modernen Menschen dort abholen, wo er steht. Mission gibt es immer nur in der Gestalt des Nachlaufens bis an die fernsten Orte der Erde, und diese fernsten Orte liegen heute unmittelbar vor unseren Kirchentüren». Dabei darf sich die Kirche nicht mehr beschränken, sich auf die Wirkung der christlichen Tradition zu stützen. Sie muß auf die Erscheinungsformen der modernen Welt eingehen, um sich den Menschen von heute verständlich zu machen.

Um einen solchen neuen Weg der Begegnung von Kirche und Welt bemühen sich heute in besonderer Weise die evangelischen Heimstätten.

► Vorbild und Ansporn für die schweizerische Heimstättenbewegung wurde vor allem das zürcherische «Boldern»

(ob Männedorf). Sein Initiant war ein «Laie», Dr. H. J. Rinderknecht. Theologischer Mitbegründer war Prof. *Emil Brunner*, der nicht nur ein «gelehrter Theologe» ist, sondern immer auch ein «kirchlicher Aktivist» sein wollte, wie Dr. Eberhard Müller, der Begründer der evangelischen Akademie in Deutschland, schreibt. Brunner betrachtet es als unsinnig, wenn der Bote des Evangeliums nur deklamierend an einem Ufer auf- und abgeht, statt in ständigem Fährdienst hin- und herzufahren. Die Fahrten des Christen in das Wort der Bibel und zugleich in die Welt der gegenwärtigen Wirklichkeit scheinen Brunner unerlässlich für eine sachgerechte Übersetzung der christlichen Botschaft heute.

Bereits Anfang 1948 konnte «Boldern» seine Tore öffnen. Es ist in der deutschsprachigen protestantischen Schweiz bereits ein Begriff geworden, ein Strahlungspunkt, der auch Richtungszeiger für andere wurde.

Verschiedene andere Landeskirchen folgten dem Beispiel:

1952 Schaffhausen mit der «Reformierten Heimstätte und Jugendhaus Rüdlingen».

1953 Waadt mit «Crêt-Bérard», Puidoux.

1956 Aargau mit der reformierten Heimstätte auf dem Rügel, Seengen.

1958 St. Gallen und Appenzell mit der «Ostschweizerischen Evangelischen Heimstätte Wartensee», Rorschacherberg.¹

Basel hat bereits ein Projekt für den Leuenberg, Hölstein.

► Der Sinn dieser Heimstätten ist nicht so sehr die stille Einkehr wie in den katholischen Exerzitienhäusern, sondern vielmehr die Begegnung von Kirche und Welt, das Gespräch über wichtige Lebensfragen des heutigen Alltags, das Zusammentreffen von Menschen verschiedenster Berufe und Interessen. Man wendet sich mit Vorliebe den kirchlichen «Randsiedlern», ja den Kirchenfremden zu, in der Überzeugung, daß die Kirche gerade ihnen verpflichtet ist. Man will versuchen und herausfinden, wo ist der Mensch von heute ansprechbar und wie ist er ansprechbar, um dann miteinander zu erarbeiten, wie die Entscheidungen heute zu fällen sind. Diese Gespräche zwischen Kirche und Welt, zwischen den Partnern der verschiedenen weltanschaulichen und sozialen Gruppen werden in der Heimstätte mit restloser Offenheit geführt. Jeder Sprecher soll von seinen Voraussetzungen her zu Worte kommen. Es geht um möglichst sachliche Klärung der Fragen.

► Verschiedene Tagungstypen haben sich herausgebildet:

1) Problemtagungen: Sie beschäftigen sich mit großen Fragekreisen des kulturellen, wirtschaftlichen oder politischen Lebens. Zur Behandlung der jeweiligen Problematik werden die Vertreter jener Lebensbereiche eingeladen, die unmittelbar an der Lösung dieser Fragen interessiert sind.

2) Berufsgruppen- und «Schicksalsgruppen»-Tagungen: Sie versammeln Menschen des gleichen Berufes zum Gespräch über die besonderen Nöte ihres Berufsstandes.

¹ Der Pfarrerkalender für die reformierte Schweiz 1962 zählt neben den genannten Heimstätten noch auf (worunter aber auch Jugendheimstätten figurieren):

Baselland: Jugend- und Sozialheim Leuenberg, Hölstein.

Bern: Reformierte Heimstätte Gwatt/Thun.

Genf: Maison de Montere, près de St-Cergue.

Graubünden: Evangelische Heimstätte Randolins, St. Moritz.

Kantoneihaus Laudinella, St. Moritz-Bad.

Neuenburg: Camp de Vaumarcus.

St. Gallen: Zwinglihaus Wildhaus.

Tessin: Campo Enrico Pestalozzi, Arcegno.

Evangelische Jugendheimstätte, Magliaso.

Wallis: Heimstätte der Evang.-Reform. Kirche des Wallis und ihrer Jugend in Saphinhaus s. Saxon.

Außerdem stimmte kürzlich die Leitung der «Evangelischen Gemeinschaft», die dem Schweiz. Evangelischen Kirchenbund angeschlossen ist; einem größeren Projekt in Adelboden zu, das den Namen «Alpina – Jugendhaus und Heimstätte der Evangelischen Gemeinschaft» tragen wird. Die Betriebsaufnahme ist auf Frühling 1963 geplant.

3) Begegnungstagungen: Angehörige verschiedener Berufsgruppen, die im Alltagsleben sehr häufig in Auseinandersetzung miteinander stehen, werden zum Gespräch zusammengeführt. Dadurch soll vor allem das standortgebundene Denken der einzelnen Gruppen für die Gesichtspunkte des Partners oder Gegners aufgeschlossen werden. Hierher gehören Begegnungstagungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, geistlichen und weltlichen Amtspersonen, von ganzen Verbänden (z. B. Vertretern der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände) und von Gruppen der beiden Konfessionen.

▷ Das Gewicht des Einsatzes liegt bei den Gruppen, bei denen die Kirche gewöhnlich eine nur noch geringe oder überhaupt keine Rolle mehr spielt. Hier liegt die eigentliche Bemühung im Vorfeld der Tagungen. Die Leiter haben zu einzelnen Gruppenvertretern, zu Arbeitern, Unternehmern, zu Ärzten, Juristen, Redaktoren, Schriftstellern, berufstätigen Frauen usw. hinzugehen und zu fragen: «Was bewegt Sie in ihrem werktäglichen Arbeitskrieg?» Das eine Mal werden es Probleme des Arbeitslohnes sein, das andere Mal Probleme der menschlichen Behandlung auf dem Arbeitsplatz oder des Verbandswesens, ein drittes Mal Fragen des rechten Handelns in der Öffentlichkeit.

Daraufhin hebt ein Suchen nach Fachleuten an, die in kompetenter Weise die Bedeutung und Tragweite des interessierenden Themas aufzuzeigen imstande sind. Erst dann kann die «papierene» Einladung ergehen. In Wochen voller Spannung erwartet die Heimstätte das Echo auf ihre Einladung. Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß der Ruf Widerhall findet und aus einer geplanten Tagung eine wirkliche Tagung wird. So wurde die Tagung für Schriftsteller in Boldern fast ein Jahr vorbereitet! Viele, an die man sich richtet, kommen nicht leichthin. Im Gegenteil, der Entschluß fällt manchen schwer. Sie sagen es oft ganz frei heraus, wenn sie dann in der Runde sitzen und jeder sich den andern vorstellt. Man kann dann zum Beispiel hören: «Ich bin skeptisch hierher gekommen». Wahrscheinlich in der Angst, die Berufsgruppenarbeit in der Heimstätte könnte ein eleganter Trick der Kirche sein, auf dem Weg über ein interessantes Sachproblem die Teilnehmer in den kirchlichen Sack zu stecken! Viele sind deswegen vorsichtig.

Als einmal von Boldern aus die Möglichkeit einer Ärztagung sondiert wurde und einige Ärzte um ihre Mithilfe gebeten wurden, war zuerst die Frage: «Müssen wir in die Kirche gehen?» Der Leiter konnte ruhig antworten: «Nein!» «Müssen wir die Bibel lesen?» Wiederum: «Nein!» «Hat es einen Pfarrer dabei?» Nochmals: «Nein!»

Daß es letztlich nicht um «fromme Belehrung» oder kirchliche Eroberung geht, kann in der Regel dann nur damit bewiesen werden, daß man an der Tagung mutig an die Sache und die heißen Eisen herangeht, am selben Tisch, unter dem gleichen Dach zwei, drei, vier Tage zusammenlebt, daß vor allem der «Gastgeber» der Heimstätte selber ein guter Hörer ist und die Sorgen und Hoffnungen der Leute in der Welt zu verstehen sucht. «Nicht missionieren, sondern als Mitmensch zusammensein!» ist das erste Rezept solcher Begegnungen. Man muß offen und bereit sein für den andern. Wenn aber das geschieht, wenn die Christen Zeit und Geduld genug haben, den andern zu begegnen, dann ist es eine vielgemachte Erfahrung,

daß jeder, auch der Kirchenfremde, ansprechbar ist. An uns selber liegt die Grenze, meinte der verdiente und langjährige Leiter der Heimstätte Boldern, Dr. H. J. Rinderknecht. Wir Christen müssen mehr «soziale Diakonie» üben, echte Gemeinschaft schaffen, den Menschen begegnen. (Ein mitmenschlich und zeitgemäß eingerichtetes Haus ist daher ein wichtiger Faktor der Heimstättenarbeit!)

Selbstverständlich steht die Heimstätte auch rein kirchlichen Gruppen und Vereinigungen für Besinnungstage, Bibelkreise, Rüstzeiten offen. Diese nehmen im Jahresprogramm der Heimstätte sogar den größten Raum ein. Etwa 4/5 der Gäste in Boldern sind kirchliche Gruppen. Darin liegt auch ein Unterschied zu den deutschen evangelischen Akademien. Die schweizerischen Heimstätten nehmen viel mehr kirchliche Gäste auf und haben deshalb stärkere Beziehungen zu den Kirchgemeinden.

▷ Aus der Tätigkeit der Heimstätten heraus hat sich sehr dringlich die Frage der Nacharbeit gestellt. Die auf den Tagungen angesprochenen Menschen sollten ja nicht einfach wieder mit sich und ihren Fragen allein gelassen werden. Aus dieser Überlegung heraus wurde 1959 als Zweigstelle der Reformierten Heimstätte Boldern ein «Boldernhaus» in Zürich eröffnet, das von Frl. Dr. M. Bührig und Frl. Dr. Elise Käbler geleitet wird. Es geht hier darum, mit den Leuten, die an Boldern tagungen teilgenommen haben, den Kontakt zu behalten und das Begonnene weiter auszubauen.

Das geschieht in Klubabenden, Bibelkreisen, Wochenend- oder Sonntags-tagungen über aktuelle Fragen usw. Das «Boldernhaus» an der Voltastraße in Zürich kann von 193 Veranstaltungen im Berichtsjahr 1961 berichten. In einzelnen Fällen gab Boldern den Anlaß zu selbständigen Gruppenbildungen. Eine «unsichtbare Gemeinde» hat sich Boldern mit seinem «Morgengruß» geschaffen. Dieser «Morgengruß», eine Losung und Meditation für jeden Tag, ging zunächst an 24 Männer, 12 Arbeiter und 12 Fabrikanten. Heute geht er an 16 000 Menschen in alle Welt – und dies ohne jede Propaganda.

▷ Ebenso hat sich in der Heimstättenarbeit das Bedürfnis und die Dringlichkeit der kirchlichen Laienschulung gezeigt. Vor kurzem konnte die schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Laienschulung gegründet werden. Die Schulung der Laienglieder hat zum Ziel, den Menschen von heute mit den wichtigsten Fragen seiner Zeit zu konfrontieren, ihn als Gesprächspartner ernst zu nehmen und ihm die Frohe Botschaft von Jesus Christus auszurichten.

So ist die evangelische Heimstätte ein Versuch, brüderlich dabei zu sein bei den Menschen in unserer Welt. Sie will dem Vorwurf begegnen, den man der Kirche von vielen Seiten her macht, daß sie das Wort zu der Zeit und den brennenden Fragen nicht finde, ja daß sie überhaupt mit ihrem Christuszeugnis in der Welt, besonders in der werktäglichen Arbeitswelt, abwesend sei. Der langjährige theologische Mitarbeiter von Boldern, Pfr. Th. Vogt, bemerkt wohl mit Recht: «Die Kirche wird gut tun, diesen einen Weg (neben andern Wegen des Verkündigens und Dabeiseins) auch zu betreten», um ein lebendiges Christentum bis hinaus an die Peripherie der Kirchgemeinden zu tragen. A. E

TYROLIA TASCHENBÜCHER

Zuletzt sind erschienen:

13/14 JOHANNES SCHASCHING S. J.

Die soziale Botschaft der Kirche

von Leo XIII. bis Johannes XXIII.

Herausgegeben im Auftrag der Katholischen Sozialakademie in Wien. 4 Bildtafeln, 352 Seiten, Fr. 9.80

«Das Werk über die Soziallehre der Kirche, für das nun der Vatikan einen eigenen Wettbewerb ausschreibt, liegt sozusagen hier bereits vor. Es ist ein unentbehrlicher Behelf für jeden, der sich über die soziale Botschaft der Kirche orientieren will und der als Katholik in der sozialen Diskussion der Gegenwart bestehen will.» (Kathpreß, Wien)

15 HUGO RAHNER S. J.

Maria und die Kirche

Zehn Kapitel über das geistliche Leben. 2. Auflage, 156 Seiten, Fr. 5.80

«Eine wahre Fundgrube einzigartig schöner Aussagen der Väter über Maria und die Kirche. Besonders wertvoll wird es dadurch, daß der Verfasser jeweils den Zusammenhang der tiefen Theologie der Väter mit dem geistlichen Leben der heutigen Christen zeigt.» (Stimmen der Zeit)

Bei Ihrem Buchhändler

AUSDRUCKSFORMEN RELIGIÖSER EXISTENZ IM MODERNEN THEATER

(Der folgende Beitrag von Intendant *Hans Reinhard Müller*, Städtische Bühnen, Freiburg i. Br., wurde im Dezember 1961 als Vortrag gehalten bei einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern, deren Gesamtthema lautete: «Der Heilige im künstlerischen Ausdruck der Gegenwart». Die gesamte Folge der Vorträge wird demnächst im Echter-Verlag Würzburg innerhalb der Schriftenreihe «Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern» erscheinen. d. R.)

Mein Thema heißt nicht etwa: «Das Heilige im modernen Theater», sondern «Ausdrucksformen religiöser Existenz im modernen Theater».

Diese deutliche Unterscheidung fixiert schon sehr klar, daß das Theater bei der Betrachtung des «Heiligen im künstlerischen Ausdruck der Gegenwart» an der untersten Grenze des Einbeziehbaren steht. Tatsächlich ist es sehr viel leichter, der berührenden Darstellung des Heiligen, der Heiligkeit oder eines heiligen Geschehens in den Bemühungen gläubiger (aber auch ungläubiger) Maler und Bildhauer unserer Tage zu begegnen – wie umstritten im einzelnen diese Werke auch sein mögen –, als etwa einen wahrhaft heiligen Menschen in einem zeitgenössischen Theaterstück von Format zu finden. Ebenso wird es dem Kenner nicht schwer fallen, eine ganze Reihe bedeutender Zeugnisse christlicher Dichtung in Vers und Prosa zu nennen, während für die Aufzählung wahrhaft christlicher Dramatiker der Gegenwart die fünf Finger einer Hand vollauf genügen – und selbst dabei muß man noch langsam zählen.

Es wäre nun falsch, diese an sich unbestreitbare Tatsache kommentarlos und resignierend hinzunehmen und sogleich in den wenigen, bedeutenden Dramen, die in unserer Zeit von Christen geschrieben worden sind – ich formuliere bewußt vorsichtig! – den vom Thema beschworenen Ausdrucksformen religiöser Existenz nachzuspüren. Eine solche Verfahrensweise wäre zwar sehr einfach – und sie ist deshalb auch die gebräuchlichste –, aber sie würde der Sache nicht gerecht, sie wäre lediglich informativ und ganz bestimmt nicht hilfreich.

Es erscheint richtiger, zunächst einmal die Gründe dafür zu untersuchen, warum man kaum an das Theater denkt, wenn heute von «christlicher Kunst» gesprochen wird. Nach einer solchen, freilich nur flüchtig möglichen Unternehmung, wird der Schreibende vielleicht eher auf Verständnis für seine vom schulischen Begriff abweichende Interpretation seines Themas hoffen dürfen. Er wäre glücklich, wenn dieses Verständnis dann zugleich auch eine geringe Hilfe sein könnte.

Ehe ich mich einer solchen Unternehmung überantworte, muß ich um Nachsicht bitten. Mit dieser Bitte ist es mir ernst; denn ich bin weder Theologe noch Philosoph, weder Literaturwissenschaftler noch Theaterhistoriker – ich bin nur ein Theatermann, der den hier zu behandelnden Fragen ausschließlich in den Grenzen seines Berufs begegnet ist, dem also so gut wie alle Voraussetzungen dafür fehlen, bei seinen Überlegungen zu verbindlichen Schlüssen zu gelangen. Was ich sage, kann nur ein subjektives, wenn auch in Schmerzen gewachsenes Bekenntnis sein. Ich bin sicher, daß gescheiterte Leute, als es Theaterleute im allgemeinen zu sein pflegen, eine solche Untersuchung viel besser formulieren würden, sie stichhaltiger und vor allem viel gründlicher vor sich brächten. Wenn ich es trotzdem wage, das zu sagen, was *ich* dazu sagen kann, so allein in der Überzeugung, daß jener Teil des Theaters, dem die Darstellung der dramatischen Dichtung auferlegt ist, zu ihren Ausdrucksformen nicht schweigen darf.

Die Grundsituation

Warum also ist der Held des Theaters kaum ein Heiliger?

Drei Antworten seien versucht:

► Als ein alter Basler Theaterdirektor das Stück einer ebenso frommen wie vornehmen Dame, die allerdings zugleich Stadt-

verordnete gewesen war, zur Uraufführung angenommen hatte – das Stück handelte vom heiligen Franz von Assisi –, sagte er nach dem Besuch der Generalprobe nur einen Satz: «Heilige sind eben nicht dramatisch!»

Damit ist tatsächlich eine Wahrheit des Theaters auf die knappste Formel gebracht. Der Dramatiker muß nun einmal Handlung geben – oder zumindest den Schein einer Handlung – und er muß mit ihr Bezüge schaffen, die personelle oder geistige Spannungen erzeugen. Die Szene lebt nicht von geraden Linien, sondern von Bögen, die über einen Akt, endlich über das ganze Stück gespannt sind. Das Heilige – auf die Bühne gebracht – könnte im besten Fall Ende, aber niemals Anfang sein. Wird es aber Anfang, so ist die Szene ohne Bogen, sie folgt einer geraden, spannungslosen Linie; das Stück wird langweilig. Ein Grundgesetz des Theaters wurde mißachtet. Das gilt nicht nur für die Darstellung des Heiligen, es gilt in einem gewissen Sinn sogar für jede Darstellung des Guten, wobei die Entwicklung und Urteilsart des Zuschauers von heute die Schwierigkeiten noch potenziert haben. Unseren Vätern war «Faust» noch wichtiger als «Mephisto». Heute ist es umgekehrt. (Roh und aus der Praxis ergänzt: «Charakterdarsteller» verdienen am Theater mehr als «Helden».) Das Gute – und somit erst recht das Heilige – hat es also auf dem Theater mindestens ebenso schwer wie in der Realität. So gibt es denn auch in den modernen Dramen, die von Christen geschrieben sind, keine an sich guten Menschen – und wenn sie der Dichter am Ende für das Heil offen sein läßt, so wird diese Heilsfindung vom Betrachter keineswegs immer ohne Widerspruch hingenommen. Auch Fausts Rettung ist ja für viele eine höchst problematische Sache.

► «Das Christentum ist die Partei der Besiegten» – das Wort stammt von Bernanos –, der Besiegten vor und auf dieser Welt, müßte man hinzufügen. Natürlich gibt es in der Theaterliteratur christliche Tragödien – eine der großartigsten ist für mich Calderons «Standhafter Prinz», dessen Neuinszenierungen übrigens – soweit ich sehen konnte – stets mißlingen und der als Stück nicht mehr «ankommt». Diese Tragödien stammen aber aus der Zeit des einen Glaubens, aus einer Welt, für die es selbstverständlich war, daß sich die «Handlung» von der Bühne weg ins Transzendente hob und dort erst ihren, vom Beschauer geglaubten, Beschluß fand. Die christliche Tragödie kann nur hier wirklich tragisch sein; den ungläubigen Betrachter muß sie unbefriedigt lassen, weil er ja den Richter und die Orte des Gerichts, der Seligkeit und der Verdammnis nicht kennt oder nicht anerkennt. Wo der Mensch nicht begreift, daß er sein tiefstes Leiden aus eigenem Vermögen nicht heilen kann, ist das Opfer Christi und derer, die ihm nachfolgen, absurd, der Ehrfurcht unerreichbar, lächerlich. Christliche Dramatiker werden also immer unter den Besiegten sein.

► Wenn jemand ein religiöses Bild malt, eine Kirche baut, einen Heiligen aus Stein oder Holz formt, so wendet er sich zwar durchaus nicht nur an die Gläubigen, er weiß aber wohl zumeist, daß sich nur dem Bereiten die Imagination seines Werkes ganz mitteilen wird. Sicher ist jedenfalls, daß sich keiner, der nicht will, diesem Bild, dieser Kirche, dieser Figur stellen muß, wie ja auch niemand dazu gezwungen werden kann, ein Buch religiösen Inhalts zu lesen. Die Kunst des Theaters ist ungleich öffentlicher als die «Christliche Kunst». Die Struktur des gegenwärtigen Theaters, seine Existenz beruht auf der Subvention durch die «öffentliche Hand», durch den Staat, das Land, die Gemeinde. Der Besuch des Theaters – eines «Kulturtheaters», wie man in der Etatsprache

so schön sagt – stützt sich auf das Abonnement mit einer geregelten Besucherpflicht des Abonnenten, auf die en gros gebuchten Kartenkontingente der Besucherorganisationen, auf den Bedarf von Volkshochschulen, Jugendbildungswerken und dergleichen mehr – zum wenigsten auf den sogenannten freien Verkauf, d. h. auf diejenigen Besucher, die sich für ein bestimmtes Stück entschieden haben und nur dafür Karten erwerben. (Beim Bayrischen Staatsschauspiel zum Beispiel betrug der Anteil des Freiverkaufs am Gesamtabsatz der Karten vor zwei Jahren noch keine 15 %!) Es liegt also auf der Hand, daß ein Theaterleiter nur mit einem Spielplan bestehen kann, der vielseitig ist – der deshalb aber nicht unbedingt richtungslos zu sein braucht. Wollte er etwa – in deplaciertem Missionseifer – nur christliche Stücke geben, es erginge ihm genauso wie dem Politiker, der nur katholischen Schulen Zuschüsse gewähren wollte und darauf baute, daß die anderen sich schon bekehren werden. Angenommen, eine solche Praxis würde keinen Sturm der Entrüstung hervorrufen: der missionarische Erfolg wäre in jedem Fall katastrophal.

Ich will damit sagen: eine öffentliche Einrichtung, die zudem in den meisten Städten ein Monopol hat, eignet sich heute, jedenfalls in unserem Land, kaum als Pflanzstätte ausgesprochen christlicher Dramen. Und auch darum gibt es solche Dramen kaum.

Mit diesen drei Anmerkungen scheinen mir einige Voraussetzungen fixiert, die für das Verständnis des Folgenden von Bedeutung sind.

Die Hauptfrage

Man muß weiterfragen: Wenn schon der Boden des Theaters für die Darstellung des Heiligen so ungeeignet erscheint, gibt es denn dann im zeitgenössischen Drama überhaupt keine Ausdrucksform religiöser Existenz?

Darauf kann man nicht nur mit einem einfachen «Ja» antworten, weil es verkleinern würde. Man muß sich darüber verständigen, was «religiöse Existenz» in diesem Zusammenhang bedeuten soll.

Die nichtreligiöse Existenz ist doch wohl die vom Existentialismus nur neu formulierte und dann zur Mode erhobene Lebenshaltung des Nihilisten, der sich ohne Bindung, ohne Tradition und Konvention – ohne Selbsttäuschung (*mauvaise foi*), wie Sartre sagt – mit seiner Einsamkeit und Nichtigkeit bewußt konfrontiert.

Die religiöse Existenz scheint mir – wenn ich es so formulieren darf – ein «Dasein in bezug auf das Verhältnis zum Heiligen» zu sein.

Nun kennt das Theater diese an sich so klare Trennung nicht – und es hat wohl symptomatische Bedeutung, daß der erste unter den wenigen christlichen Existentialphilosophen, Gabriel Marcel – gewissermaßen im «Nebenberuf» –, ein ausgemachter Theatermann ist. Nach meiner Meinung – und ich weiß, daß ich mich damit im Widerspruch zu sehr namhaften Interpreten der zeitgenössischen Dramatik befinde – kann man, darf man bei der Beurteilung des modernen Dramas aus christlicher Sicht die Grenze der nichtreligiösen und der religiösen Existenz nicht im schulischen Sinne ziehen! Der Übergang ist zwar nicht nahtlos, aber eine Klammer, die die Darstellung bewußter nichtreligiöser Existenz mit der Darstellung religiöser Existenz verbindet, ist da!

Eine solche Feststellung erscheint zunächst absurd, wenn nicht gar gefährlich. Als Theatermann muß ich jedoch sogleich erklärend hinzufügen: Wenn einem Dichter überhaupt die später im Schauspielers Fleisch werdende Darstellung eines glaubhaften Menschen gelingt – so steht dieser Mensch dann freilich dort, wo ihn Glaube oder Unglaube dieses Dichters

haben wollte, aber die Interpretation dessen, was dieser Mensch tut und wie er die fixierten Worte sagt, entzieht sich dem Willen des Dichters, weil eben eine wirklich geglückte Theaterfigur ein Mensch im Wandel ist und nicht ein statischer Programträger. Daß der Zuschauer – um es bewußt zu vereinfachen – in der Betrachtung eines vom Dichter nihilistisch gezeichneten Menschen das Gegenteil der gewollten Wirkung erfährt, das ist beim Theater möglich, ja nicht einmal selten. Und das hat nichts mit Hokuspokus zu tun – das durch Menschen dargestellte Wort des Dichters hat ein anderes Eigenleben als das geschriebene und gelesene.

Aber auch die Umkehrung gilt: In dem vom Menschen dargestellten Wort teilt der Dichter u. U. mehr von sich mit, als er mitteilen wollte, ja, als er selber von sich weiß! Weil das so ist und immer wieder erfahren werden kann, erscheint es auch so schwierig, die Ausdrucksformen nichtreligiöser und religiöser Existenz im modernen Drama reinlich zu unterscheiden.

Ist das nun ein Fehler? Spricht diese Erfahrung gegen das Theater? Ich glaube: Nein! Wenn wir überhaupt etwas mit diesen Überlegungen vor uns bringen wollen, hat es wohl keinen Sinn, gebräuchliche Nomenklaturen anzuwenden, wie das ja auch ein Beichtvater nicht tut, der auf den Grund eines schwachen, sündhaften, aber friedenssehnsüchtigen Menschenherzens sieht.

Priester und Bibelstücke

Ehe ich nun an einigen Beispielen zu erklären versuche, was hier praktisch gemeint ist, möchte ich aus unseren Betrachtungen zwei Kategorien von Stücken ausschalten, die zuweilen von empfehlenden Kirchenblättern und -behörden für besonders förderungswürdige Erweise religiöser Existenz auf dem Theater gehalten wurden oder werden. Ich meine die Priester- und Bibelstücke.

Gottlob haben wir mittlerweile wenigstens die Priesterstücke in der Hauptsache hinter uns gebracht! Es war zunächst ein schreckliches Mißverständnis, dann erwiesen sich diese Stücke als zugkräftig – und dann wurde die Mode abgelegt.

Die Einsicht, daß eine Soutane ungemein kleidsam sein kann, aber doch keine Garantie für eine christliche Bühnenexistenz ist,

die Erfahrung, daß der Wunsch eines breiten Publikums, Priesterschicksalen zu begegnen, eher mit Sensationsgier zu tun hat als mit Glaubensbereitschaft,

die Tatsache, daß der Besuch etwa von Laverys «Erster Legion» ebensowenig heilskräftig ist, wie der Besuch der «Anne Frank» den Antisemitismus auszurotten vermag,

alles dies zusammen hat uns zwar dazu verholfen, nicht mehr so vielen Schaufensterpuppen begegnen zu müssen, die der Gewandmeister als Diener Gottes verkleidet hatte – die Enttäuschung bei den einen und bei den anderen hat aber leider auch dazu geführt, daß ein großer Teil des willig gewesenen Publikums wirklichen Ausdrucksformen religiöser Existenz gegenüber noch unempfindlicher geworden ist.

Christus-Stücke

Die sogenannten Christus-Stücke begleiten uns hingegen immer noch. Ich denke da an «Gericht bei Nacht» von Fodor und an den ebenfalls sehr wirkungsvollen «Prozeß Jesu» von Diego Fabbri. Ohne die guten Absichten dieser oder anderer Autoren in Zweifel ziehen zu wollen – ich kann in ihren Stücken keine wahrhaftigen und abnehmbaren Ausdrucksformen religiöser Existenz finden. Das Ergebnis ist für mich: Gebrauchstheater – als solches mag es hingehen. Ich könnte mich trotzdem nicht dazu entschließen, sie zu spielen, weil ich der Meinung bin, daß keine auch noch so wirkungsvoll gemachte Modernisierung biblischer Vorgänge, also heiliger Geschehnisse, einen Gebrauchsgegenstand abgeben sollte. Da spiele ich lieber ein gut gebautes Kriminalstück als einen religiösen Reißer. Die Darstellung der religiösen Existenz verlangt Dichter und keine Fabrikanten.

Drei Gruppen konkreter Verwirklichung

Doch kommen wir zu dem zurück, um was es eigentlich geht: zu den «Stücken des Vorhofs», wie ich sie nennen möchte, zu den «Stücken des Übergangs» und zu den «Stücken des Glaubens». Für alle drei Gruppen habe ich Beispiele gewählt,

in denen vom Dichter gleichermaßen gesprochen werden muß wie vom Werk und seiner möglichen Wirkung. Ich kann im Rahmen dieses Versuchs nur Exemplarisches bieten und muß also bitten, den Teil für das Ganze zu nehmen.

▷ Zu den Stücken des Vorhofs möchte ich alle jene Stücke rechnen, die den Zuschauer – sei es gewollt oder ungewollt – auf den verschiedensten Wegen in ein Dunkel führen, aus dem er nur noch durch eine Entscheidung herausfinden kann; eine Entscheidung, in der er frei ist, die aber nur so oder so getroffen werden kann; jene Stücke also, die dem Betrachter keinen Kompromiß mehr erlauben, es sei denn, er lüge sich an. Die bewußte nichtreligiöse Existenz und die religiöse Existenz setzen ja eine Entscheidung voraus. Das haben sie in jedem Fall miteinander gemein.

Wer jetzt einmal wieder *Borcherts* «Draußen vor der Tür» begegnet, wird vielleicht nicht mehr so sehr von der politischen Anklage dieses mehr herausgeschrien als geschriebenen Stückes betroffen sein – obwohl auch diese noch aktuell genug ist –, sondern vor allem von dem erschütternden Schrei Beckmanns nach Gott – nach einem Gott freilich, von dem ihm die Menschen erzählt haben, er sei ein «lieber Gott», von dem er aber nicht glauben kann, daß er «lieb» ist – und den er dennoch sucht und in dessen Angesicht er stirbt: der versuchte Ausbruch aus dem Nichts, der Vorhof der Gnade – auch wenn die Formeln falsch sind und die Anklage kindlich ist. – Ein Primaner sagte neulich in einer Diskussion über dieses Stück: «Wenn er Gott sucht, so glaubt er doch an ihn!»

In *Samuel Becketts* «Warten auf Godot», das Anouilh einmal mit Recht eines der drei oder vier Schlüsselstücke des zeitgenössischen Theaters genannt hat, erscheint die Welt sinnlos und absurd. Es ist eine tiefe, hoffnungslose, bedrückende Trauer über diesen merkwürdigen Clown. Aber sie warten eben doch – gewissermaßen wider besseres Wissen – auf jenen Godot, der ihre unstillbare Sehnsucht, dieser Scheinwelt zu entrinnen, erfüllen soll. Sie wissen nicht, wie dieser Godot ist; sie wissen nur, daß es ihn geben muß – sonst würden sie ja nicht auf ihn warten.

Man hat dieses Stück zuweilen eine Farce, ein bloßes, sinnloses Spiel mit Formen genannt. Ich habe das nicht finden können. Ich fürchte eher, solche Bezeichnungen kommen von denen, die vor eine Entscheidung gestellt waren und ihr ausgewichen sind. Schwerer wiegt der Vorwurf, diese Stücke verharteten in der Negation und seien deshalb abzulehnen. Natürlich ist Borchert ein armer, verschwommener Idealist gewesen und Becket ist bestimmt ein Nihilist. Nur: den Gläubigen werden Borchert und Becket nicht wankend machen; ihm zeigen sie höchstens, wie es um ihn herum aussieht – und das ist, weiß Gott, kein Fehler. Dem Ungläubigen aber wird kein Rezept gegeben, sondern eine Frage gestellt. Godot ist nicht unser Gott, aber er ist die Ahnung davon, daß es ihn gibt. Um in seinem Dasein überhaupt ein Verhältnis zum Heiligen haben zu wollen, bedarf es erst einer «Ahnung vom Licht» – wie Augustinus den Advent einmal nennt. Ohne Vorhof keine Basilika! Ich glaube, Stücke wie diese können dem Beschauer den Mund öffnen für das letzte Wort, das er freilich selber sagen muß.

▷ Bei den «Stücken des Übergangs» sind wir schon einen Schritt weiter. Dort hat die Ahnung gezeugt, aber noch nicht die ganze Frucht gebracht. Ausdrucksformen religiöser, ja christlicher Existenz werden zwar erkennbar – aber eher im Indirekten als im Direkten. In diesen Stücken ist eine behutsame Art des Bekennens, eine merkwürdige Scheu vor der Enthüllung des kunstvoll verkleideten Kerns – vielleicht ein Mangel an Entschiedenheit und Konsequenz – anzumerken.

T. S. Eliots «Cocktailparty» gibt sich zunächst wie eine Dreiecksgeschichte von O. Wilde oder N. Coward – und die Stückbezeichnung heißt denn auch «Komödie». Aber unvermittelt werden den Figuren Lebensaufgaben gestellt, Wege gewiesen, die Schuld zu überwinden – in der Sühne. Celia findet vor ihrer Aufgabe den Sinn ihrer Existenz – sie folgt Gott nach und stirbt in den Tropen den Märtyrertod. Noch fehlt den Argumenten die letzte Klarheit, das Artifizielle überwuchert zuweilen die Härte des offenbar Gemeinten: aber die Sühne geschieht eben nicht mehr, um vor der Welt gereinigt, um «psychisch» wieder in Ordnung zu sein, sie wird am Ende doch Gott dargebracht, um sein Erbarmen zu finden.

Bei *Thornton Wilder* offenbart sich die Darstellung religiöser Existenz durch einen schmalen Spalt – es fällt nur zuweilen ein Wort wie ein Signall – und doch ist es richtig, wenn Gabriel Marcel über Wilders «Alkestiade» sagt, den Zuschauer umwehe unablässig der Atem des Glaubens. Die Realität wird bei Wilder nicht nur formal, sondern auch in dem Sinn durchstoßen, daß das diesseitige Leben seinen Sinn nur durch das Licht aus dem jenseitigen erhalten kann. Alkestis sagt einmal: «Liebe ist nicht der Sinn. Sie ist nur eines der Zeichen, daß da ein Sinn ist!» Wer das Stück kennt, wird diesen Satz nicht als einen poetischen Schnörkel abtun. Alkestis lebt in der Liebe des Gekreuzigten, auch wenn er nicht genannt ist. Sie aufersteht in ihr auch.

▷ Die «Stücke des Glaubens» bekennen offen, ja zuweilen sogar mit bewußter Provokation. In ihrer Antinomie sind sie erschreckend, furchtbar in ihrer Wahrhaftigkeit und Konsequenz, mehr unheilig als heilig sind ihre «Helden» und «Heldinnen», aber mutig im Gang «durch das große Tor, hinter dem Gott das Geheimnis spricht»; wie *Julien Green* im «Feind» seine Elisabeth sagen läßt.

Ich habe mit diesen wenigen Stücken stets das Gleiche erlebt: Jedes hat eine ebenso leidenschaftliche, ja geradezu wütende Ablehnung erfahren – auch von berufenen und nicht berufenen Christen! –, wie es hymnisch von «Parteilägern» und «animae naturaliter christianae» gefeiert wurde. Weder *Claudels* noch *Bernanos*, weder *Green* noch *Marcel* – bezeichnenderweise alle Franzosen! – tragen im Urteil der Zeit den Beinamen eines christlichen Dramatikers unangefochten. Sie sind verhöhnt und der Blasphemie geziehen, sie sind mißverstanden und gequält worden, man hat sie gefeiert und verlegt, man hat sie – wie es bei *Julien Green* geschieht – totgeschwiegen, man hat sie aber auch – wie *Claudels* – schon bei Lebzeiten zu halben Heiligen gemacht. Sie sind Geschöpfe des Feuers – und ihre eigene religiöse Existenz geht beinahe schmerzhaft spürbar in ihre Werke ein, wird mit ihnen zuweilen identisch.

Wer die Stücke dieser Männer spielt oder inszeniert – und in meiner Arbeit sind sie mir alle solchermaßen begegnet –, der empfindet sich, ohne daß er diese Empfindung zu definieren wüßte, diesem Feuer mit angesetzt. Es ist ein unheimlicher, immer wieder zu beobachtender Vorgang, der mit der eigenen Einstellung gar nichts zu tun hat. Ich glaube, alles dies rührt daher, daß sich diese Dichter zwar ganz zu Christus bekennen, aber auch zur Sündhaftigkeit und zur tiefsten Nacht des von Gott geschaffenen Menschen. Sie glauben, Gefahr und Bewährung, völlige Vernichtung und unversehene Hoffnung christlicher Existenz nur in Situationen darstellen zu können, die an der Grenze, die im Extremen liegen. Zuweilen verlieren sie dabei fraglos die festen Säulen der Theologie, aber wohl selten das Auge Gottes. Es sind gefährvolle Gänge.

In *Claudels* «Bürgern» gibt sich Sygne de Coufontaine dem Mörder ihrer Familie, einem diabolischen Proleten, hin, um den verfolgten Papst zu retten. Sie stirbt, als sie sich in letzter Erfüllung des Liebesgebots der im Angesichte der Kirche geschlossenen Ehe vor den ungeliebten Gatten wirft, um diesen vor der tödlichen Kugel ihres einstigen Bräutigams zu retten.

Bernanos verherrlicht in seiner «Begnadeten Angst», dem Stück, in dem christliche Existenz meiner Meinung nach zur höchstmöglichen Darstellung auf dem Theater gebracht ist, den Karmel als Abbild der christlichen Gemeinde. Blanche de la Force überwindet auf einem der Welt widernatürlich erscheinenden Kreuzweg ihre Todesangst und besteigt hell und singend das Schafott.

Und in *Julien Greens* «Feind» wird ein entsprungener Mörder, der einen Teufelspakt einging, noch nach seinem Tode durch den Verzicht der ihn liebenden Frau erlöst, die vor der Ahnung der Teufelsmacht im Herzen des Geliebten das eigene Gewissen zum ersten Mal versteht und bis an die Grenze des Wahnsinns dem Auftrag dieses Gewissens folgt.

Das vorletzte Wort

So wie ich bei den Stücken des Vorhofs anmerkte, daß sie – vielleicht von Nihilisten geschrieben – die Möglichkeit zur Ahnung der christlichen Existenz in sich tragen, so tragen die Stücke des Glaubens, wie wir sie genannt haben, die Ahnung

zur nicht-christlichen Existenz in sich. Die Gefahren und die Heilsmöglichkeiten berühren einander also. Kann es anders sein? Religiöse Existenz ist doch nur denkbar in der Auseinandersetzung mit dem Feind, dem wir auch ausgeliefert sind. Die Ausdrucksformen religiöser Existenz im modernen Drama können also letztlich keine anderen sein als die des Lebens, das das Theater spiegeln, aber nicht mit Rezepten versehen soll. Sein ist besser als Zeigen.

«Das Predigen wird immer schwerer», hat einmal ein alter Dorfpfarrer zu mir gesagt. So wie die Homiletik sich – gegenüber früherem Brauch – in der Amplifikation immer mehr bescheidet, so wie sie heute lehrt, beim vorletzten Wort aufzuhören, damit der also hingeführte Zuhörer das letzte Wort selber sagen könne – so glaube ich, daß die religiöse Existenz in der Darstellung des Dramas heute nicht mehr gültig «vorgemacht» werden kann, daß der profane Zuschauer vielmehr durch das Theater hingeführt werden sollte – durch alle Tiefen und Höhen – zum vorletzten Wort. Es wird nicht in der Macht eines christlichen Dramatikers, aber auch nicht in der Macht eines nichtchristlichen Dramatikers stehen, ihm das letzte Wort – aufzuzwingen. Das letzte Wort wird nicht mehr die geglaubte Vollendung eines Stückes in der Transzendenz sein, wie dies nach den Zuschauern Calderons gegeben war, son-

dern – so Gott will – der Anfang einer religiösen Existenz, dem die Bühne durch das Wort, das der Geist jedem Dichter geben kann, nichts anderes als die Gewißheit zu bringen vermochte, ihrer bedürftig geworden zu sein.

Ich sagte eingangs, es sei die gebräuchliche Meinung, daß das Theater bei der Betrachtung des «Heiligen im künstlerischen Ausdruck der Gegenwart» an der untersten Grenze des Einbezieharen stehe. Diese Meinung war und ist nicht zu widerlegen.

Dieser Versuch hätte seinen Sinn voll erfüllt, wenn durch ihn verständlich geworden wäre, daß zwar das Heilige in allen anderen Künsten einen sichtbaren Ausdruck gefunden hat, daß aber der Weg des modernen Dramas mit den Stücken des Vorhofs, denen des Übergangs und auch den wenigen des Glaubens durch die Häuser aller Menschen geht.

Das früheste, uns erhaltene Drama des Aischylos, das älteste griechische, das uns vollständig erhalten ist, schließt mit den Worten:

«Wir lassen nicht ab vom Gebet
und Gott finde Mittel und Wege.»

Hans Reinhard Müller

Die Katechetische Erneuerung als gesamtkirchlicher Vorgang

Die «Katechetische Erneuerung» hat einen internationalen Charakter angenommen. Die Tatsache läßt sich nicht bestreiten. Das führt zu Überlegungen und wirft Fragen auf, die in diesem Stadium erhöhte Bedeutung gewinnen:

In den folgenden Zeilen soll

1. auf das Problem der Terminologie,
2. auf die Auswirkungen der Eigenart der induktiven Darstellung,
3. auf die Funktion der lehramtlichen Entscheidungen und die Thesen der Theologie hingewiesen werden.

Das Problem der Terminologie

Liest man Dr. Grassis Artikel «Evangelizzazione, Catechesi, Omilia. Per una terminologia della predicazione»¹, so kann man sich eines Mitleids mit dem Verfasser kaum erwehren. Der Bereich, dem die genannten Stichworte gelten, ist nicht nur mannigfach parzelliert. Die Bezeichnungen für die einzelnen Parzellen tragen von Nation zu Nation verschiedene Namen; dieselben Termini haben sogar von Theologe zu Theologe einen verschiedenen Sinn, so daß es eines Taschenwörterbuches bedarf. Wie weit das gehen kann, zeigen zum Beispiel Ausführungen über den Sinn des Wortes Kerygma bei den verschiedenen Autoren.

Nach Jungmann ist unter dem Wort Kerygma die gesamte Verkündigung der Glaubenswahrheiten als Grundlage des christlichen Lebens, nach Hugo Rabner die Verkündigung des Glaubens durch das magisterium ordinarium zu erblicken. Hofinger versteht unter Kerygma mehr die missionarische Verkündigung, Geiselmann die Verkündigung der Apostel, wobei er diese Verkündigung als Ansatz der Tradition betrachtet. Als etwas gegenüber der Tradition Verschiedenes erfassen das apostolische Kerygma auf: Dodd, Hunter, Retif, Liège, Hitz, Henry und andere.²

Das Wort Katechese wechselt seine Bedeutung in ähnlicher Weise.

¹ Dr. D. Grassi, *Evangelizzazione, Catechesi, Omilia per una terminologia della predicazione*, in: *Gregorianum* 1961, 242–286.

² Grassi, 243–244

Die Terminologie wird dann noch einmal verwirrender, da man für die «Betätigung» in einer der vielen Gelände parzellen auch ein Zeitwort braucht.

Grassi sucht nun auf folgendem Wege eine Flurbereinigung durchzuführen: Man unterscheide zwischen Evangelizzazione (Tätigkeit der Missionare), Katechese (Tätigkeit der Katecheten in der Schule) und Homilie (Worte der Seelsorger innerhalb des Vollzugs der Liturgie). Diesen drei Tätigkeiten möge dann als Zeitwort das Wort «praedicare» zugewiesen werden. Die Tätigkeit der Missionare, der Katecheten und der Liturgiker wäre also ein praedicare, ein «predigen».³ Im deutschen Sprachbereich ist das Wort «predigen» als Bezeichnung für die religiösen Vorträge von der Kanzel so allgemein, daß eine Umstellung gegen die Tradition verstieße.

Was Grassi praedicare genannt haben will, das bezeichnet Jungmann als Kerygma oder Verkündigung der Glaubenswahrheiten im Gegensatz zur wissenschaftlichen Systematisierung. Nun aber zeigen sich die Italiener und ähnlich auch andere Nationen abgeneigt, das Wort Kerygma zu übernehmen,⁴ wie wir uns mit dem Wort predigen im Sinn von religiöser Unterweisung nicht befreunden können.

Was tun? Tatsächlich findet sich selbst in Artikeln über Katechese, die von Kerygma-Männern stammen, ein Ausdruck, der der Überlieferung angehört und das, worum es geht, deutlich angibt. Er ist auch in alle Sprachen übersetzbar. Der Ausdruck lautet: «Religiöse Unterweisung», «istruzione religiosa», «instruction religieuse», «instruction religieuse». Das Wort «Unterweisung» zeigt an, daß es sich nicht nur um eine Vermittlung von Wissen, sondern auch um Richtlinien für das Leben handelt. Im Englischen ist das Wort «instruction» mit «education» geradezu gleichen Sinnes.

Diese Worte eignen sich so trefflich als zusammenfassender Ausdruck für Evangelizzazione, Katechese und Homiletik, daß sie zum Beispiel im Lexikon für Kirche und Theologie unbewußt in diesem Sinne gebraucht werden. Von religiöser Unterweisung spricht W. Croce im Artikel «Katechetik»⁵, spricht J. Hofinger⁶ im Artikel «Katechese», spricht J. A. Jungmann im Artikel «Katechumenat»⁷. Zu ihnen gesellt sich noch P. Grassi, der gelegentlich den Ausdruck «Istruzione religiosa»⁸ gebraucht.

³ Grassi, 261

⁴ Grassi, 263

⁵ Lexikon für Theologie und Kirche (L Th K) 35

⁶ L Th K, 45

⁷ L Th K, 52

⁸ Grassi, 249

Dieser Terminus stellt sich als gemeinsamer Nenner sozusagen von selbst ein. Gerade derlei Ausdrücke sind die besten, weil sie sich bei Gebrauch automatisch weiterverbreiten.

Was die erkenntnis-theoretische Beschreibung der neuen Methode anbelangt, so setzen sie weithin mit einer negativen Formulierung ein. Man sagt: «Die neue Methode ist anders als die frühere!» Bei der positiven Beschreibung der Eigenart der neuen Methode gehen die Ausdrücke so weit auseinander, daß die Übereinstimmung der Aussagen für Ausländer selbst dann noch schwer zu erkennen ist, wenn sie einmal tatsächlich vorliegt.

Zum Glück bietet sich auch in diesem Falle ein gängiger Fachausdruck an. Man kann sagen: Die Katechetische Erneuerung geht von einer Darstellungsweise, die sich der begrifflich-wissenschaftlichen möglichst angleicht, zu einer Darstellung induktiven Charakters über.

Nimmt man die Bezeichnungen «Religiöse Unterweisung» und «induktive Darstellung» zu Hilfe, so läßt sich die Katechetische Erneuerung in dem einen Satz beschreiben: Die Katechetische Erneuerung besteht darin, daß man bei der religiösen Unterweisung von einer der begrifflich-wissenschaftlichen Darstellung geflissentlich angenäherten Darstellung zu einer induktiven übergeht, beziehungsweise zurückkehrt.

Der Ausdruck «kerygma» und «kerygmatisch» bringt, wie angedeutet, bei seiner Verbreitung außerhalb des Sprachge-

bietes große Reibungsverluste mit sich. In noch höherem Maße trifft das bei den zwei einander zugeordneten Ausdrücken «formal-kerygmatisch» und «material-kerygmatisch» zu. Liest man die zwei Ausdrücke «formal-kerygmatisch» und «material-kerygmatisch», so denkt man unwillkürlich, es handle sich in einem Fall um die Form und im anderen um die Materie der Darstellung. Tatsächlich geht es in beiden Fällen um Form und Materie zugleich.

Unter dem formal-kerygmatischen Anliegen versteht man nämlich die Frage: «Wie ist eine Lehreinheit zu gestalten, wenn man von bisherigen Erklärungen einer oder mehrerer Fragen zur induktiven Darstellung übergeht?» Die Materie sind in diesem Falle die Fragen, die induktiv eingewickelt sind, und die induktive Methode ist die Form.

Unter dem material-kerygmatischen Anliegen versteht man die Antwort auf die Frage: «Wie hat man den Gesamtaufbau des Katechismus mit seinen Hauptstücken zu gestalten, damit er zur induktiven Methode übergeht?»

In diesem Falle ist der Gesamthalt der christlichen Lehre die Materie und die induktive Methode ist die Form. Führt man für die Methode das Wort induktive Darstellung ein, so verstehen das wohl die Gebildeten aller Nationen. Am besten verstehen es die Physiker, die im übrigen von der Theologie am weitesten entfernt sind.

Franz Michel Willam

(Es folgen Teil 2 und 3)

Astrologie und Strafjustiz

Fast alle Länder haben seit Bestehen der Astrologie in ihren Gesetzbüchern auch Stellung zu ihr genommen. Für die Beurteilung der strafrechtlichen Bestimmungen kommen die jeweilige geschichtliche Entwicklung und der Glaube an ihren Wahrheitsgehalt in Betracht. Die Stellungnahme der Gesetzgeber und die von ihnen gegen die Sterndeutung erlassenen Verbote laufen parallel zu der grundlegenden Wandlung oder Auffassung des Sterngläubens. So wurde in Babylonien und Assyrien die Astrologie, wie die Magie überhaupt, als eine reine Wissenschaft angesehen. Die Wahrsagerei war eine göttliche Kunst. Die Sterne als «die Schrift des Himmels» offenbarten den Willen der Gestirngottheiten. Wer sie richtig zu lesen und zu deuten verstand, war auch fähig, die Zukunft vorauszuschauen. Astrologie war schlechthin die Wahrsagekunst. Die Tatsache, daß Sternkult eine Staatsreligion darstellte, die von einer hochstehenden Priesterklasse ausgeübt wurde, legt die Vermutung nahe, daß etwaige Gesetze nicht der Verurteilung der Astrologie, sondern dem Schutze und der Heilighaltung der astralen Gottheiten galten.

Anders in Griechenland. In jeder Zeit machten sich wohl wissenschaftliche Bedenken und heftige Angriffe gegen die «Orientalische Kunst» geltend. Vor allem war es der glänzende Redner und Philosoph *Karneades von Kyrene* (219-129 v. Chr.), der die stoische Lehre vom vorherbestimmten Schicksal verurteilte und die Willensfreiheit verteidigte. Doch sind Strafbestimmungen gegen die Astrologie nicht bekannt, da die uneingeschränkte Gewerbefreiheit und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung sie schützen.

Dagegen spielte in Rom «der abergläubische Aberwitz» und das «Chaldäische Ungeheuer», wie Cicero die Astrologie nannte, als Wahrsagerei (divinatio) in der Verwaltung der Staatsgeschäfte und in der privaten Lebensführung unter dem weitschichtigen Orakelsystem eine maßgebende Rolle. Nach *Mommsen* (Römisches Strafrecht, Leipzig 1899) wurde die Astrologie, die als Divination grundsätzlich erlaubt war, wegen der Gefährlichkeit der Erkundigungen doch schon in der republikanischen Zeit vom Römischen Senat mit aller Schärfe bestraft. Der Prätor *Cn. Cornelius Hispanus* erließ im Jahre 138 v. Chr. ein Edikt, nach dem alle chaldäischen Sterndeuter Rom innerhalb von 10 Tagen zu verlassen hätten. Auch *Agrippa* vertrieb im Jahre 33 alle Sterndeuter und Gaukler aus Rom. *Tiberius* ließ sogar ausländische Sterndeuter hinrichten. Juristen entschieden bei Erörterung, ob die Astrologie staatsgefährlich sei, daß Sklaven gekreuzigt, Freie in die Bergwerke geschickt werden sollten. Erst *Diokletian* hat im Jahre 294 ein allgemeines Verbot erlassen, das sie in all ihren Formen, mit politischer Wetter- und Gesundheitshoroskopie, als «ars dammabilis» verbot. Mit der Einführung des Christentums hat *Konstantius*, der Nachfolger Konstantins, im Jahre 357 in einem Edikt erneut die Astrologie als unvereinbar mit der neuen Staatsreligion bei Todesstrafe verboten: «Keiner befrage einen Zeichendeuter und Mathematiker (Astrologen), keiner einen Auguren (Vogeldeuter), verstummen sollen die verbrecherischen Sprüche der Wahrsager. Die Chaldäer und Magier und die übrigen, die das Volk wegen der Menge ihrer Verbrechen als Übeltäter bezeichnet, sollen nichts in diesem Sinne unternehmen. Für ewige Zeiten verstatte die zukunfts-

lüsterne Wahrsagekunst! Wer immer gegen diesen Befehl verstößt, den treffe die Bestrafung der Enthauptung». *Justinian*, dessen Ziel die Wiederherstellung des römischen Weltreiches auf christlicher Grundlage war und der mit Strenge gegen die heidnischen Bräuche vorging, nahm jene äußerst strenge Bestimmung in die letzte geistige Schöpfung der Antike, das Corpus juris Justiniani, auf.

Da sich im frühgermanischen Kulturkreis kaum Spuren astrologischer Gedankengänge vorfinden, so fehlen auch Strafbestimmungen darüber. Vielleicht wurde in den Verböten aller heidnischen und abergläubischen Gebräuche auf dem Konzil von *Letinae* im Hennegau im Jahre 743 unter dem Vorsitz des hl. *Bonifatius* und dem Protektorat *Karlmanns*, des Bruders und Mitregenten Karls des Großen, auch das astrologische Wahrsagen betroffen. So handelt der Artikel 17 von der sogenannten Tagwählerei, die mit der Astrologie innigst verbunden ist; ebenso werden abergläubische Bräuche beim Abnehmen des Mondes und in Art. 30 die abergläubische Meinung, als «beschwören die Weiber den Mond, daß sie die Herzen der Menschen mit ihren geheimsten Falten der menschlichen Herzen eröffnen könnten». Auch *Karl der Große* verbietet in einem Kapitular vom Jahre 789 die Wahrsagerei in allen Formen. Ein ausgesprochenes Verbot der Astrologie finden wir in Deutschland erst in dem Reichstagsbeschluß des Jahres 1699.

Im Zeitalter der Aufklärung mit der ständig fortschreitenden Entwicklung der Naturwissenschaften, die in der Sterndeutung eine Verirrung des menschlichen Geistes sahen, hatte die Lehre von einem unbeweisbaren Schicksalseinfluß der Gestirne keine Berechtigung. Auf diese Geisteshaltung gehen die meisten der heute noch geltenden Strafbestimmungen gegen die Sterndeuterei zurück. Wenn im Strafgesetzbuch für Deutschland die Astrologie nicht ausdrücklich für strafbar erklärt wird, so mag das seinen Grund in der Annahme haben, daß die Wahrsagerei, und damit die Astrologie, schon durch vorliegende Bestimmungen über Betrug verboten war.

Was gilt nach der Strafjustiz vom Horoskopstellen? Es wird als Betrug bestraft, denn «wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines anderen dadurch schädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Tatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält», ist des Betrugs schuldig. Nach dieser Bestimmung liegt jedenfalls Betrug vor bei all den Horoskopern der Jahrmarkts- und Gassenastrologen, die ihre Kunst in den Kalendern, Broschüren und Traktaten anpreisen. Die Länder des Deutschen Bundes haben ihre eigenen Strafgesetze. In Bayern wurde nach altem Recht vom Jahre 1751 und nach strengem Standpunkt das Horoskopstellen als «Bündnis mit dem Teufel» angesehen, und insofern jemand durch die Astrologie an Leben, Leid oder Gemüt Schaden genommen hatte, wurde als Strafe der Tod durch das Schwert gefordert. Heute bestraft der «Gaukelparagraph» des Bayrischen Polizeistrafgesetzbuches jeden, der «gegen Lohn oder zur Erreichung eines sonstigen Vorteils sich mit angeblichen Zaubereien und Geisterbeschwörungen, mit Wahrsagen, Kartenlegen, Zeichen- und Traumdeuten oder ande-

rem dergl. abgibt, mit Geld bis zu 150 Mk. oder mit Haft. Ähnliche Bestimmungen bestehen in Baden (§ 68), Hessen (§ 102), in Hamburg und in Berlin. Gegenwärtig ist in den meisten europäischen Staaten die gewerbsmäßige Astrologie nach den Strafgesetzbüchern strafbar. So in Sowjetrußland (§ 123), in Schweden (Kap. XXII, § 15), in Belgien (Art. 563,1), in Italien (Art. 716) u. a. In der Schweiz kann «die Ausbeutung der Leichtgläubigkeit durch Wahrsagen und dergleichen unter das kantonale Übertretungsstrafrecht fallen» (Schwander 1952). So lautet z. B. Artikel 20 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuch im Kanton Zürich: «Wer gewerbsmäßig die Leichtgläubigkeit der Leute durch Wahrsagen, insbesondere Traumdeutung, Kartenschlagen, durch Geisterbeschwören oder Anleihen zum Schatzgraben ausbeutet... wird mit Buße oder mit Haft bestraft.»

Nach all diesen Bestimmungen der Länder ist ein energisches Vorgehen gegen den astrologischen Massenwahn gerechtfertigt, zumal in Stadt und Dorf professionelle und Gelegenheitsastrologen ohne Kenntnis astrono-

mischen Wissens die Horoskopie erlernen können. Um wertlose Radixhoroskope auszuarbeiten, braucht man sich nur die antiken Typen der Tierkreis- und Planetenbilder etwas modern paraphrasiert einzuprägen; so kann man «auf rein wissenschaftlicher Grundlage» und auf «Grund altindischer Weisheit» durch die Leichtgläubigkeit so vieler Zukunftslüsterer zu einem einträglichen Geschäft kommen. Viel höher als der finanzielle Nachteil, der durch die wertlosen Horoskope entsteht, sind die Gefährdungen schwerer psychischer Schäden, die durch solch unverantwortliche Prognosen entstehen. Für willensschwache und zur Psychopathie neigende Personen bedeutet es ein Lebensgift, wenn aus den Sternen Schicksale prophezeit werden, die zu Lebensüberdruß, Kurzschlußhandlungen, Verzweiflung, zur Zerrüttung familiärer Verhältnisse, sogar zum Selbstmord führen können. Die gegenwärtige Strafgesetzgebung unterbindet in keiner Weise derartige Schäden durch ihre Wahrsageverbote. Man kann es verstehen, daß ärztliche, juristische, theologische Praktiker immer wieder betonen, daß nur ein möglichst allgemeines Wahrsageverbot eine befriedigende Lösung bringen kann. *Phil. Schmidt*

Das Geschichtsbild der Europäer von Afrika*

IDEOLOGISCHE HINTERGRÜNDE

Mit der sogenannten kritischen Geschichtsschreibung sowohl auf nichtafrikanischer als auch auf afrikanischer Seite gewinnen Polemik und Tendenzierung an Gewicht. Historiographie ist immer mit irgendwelchen Absichten verbunden, angefangen bei der wissenschaftlichen Absicht der Wahrheitsentdeckung bis zur Wahrheitsverzerrung aus falschen ideologischen Gründen.

Ein vordergründiges Anliegen ist zur Zeit die menschliche Rehabilitierung des Afrikaners. Die jahrhundertlang währende Unkenntnis der afrikanischen Geschichte und die Verleugnung des vollwertigen Menschentums der farbigen Völker gingen Hand in Hand. Die Untersuchung der Gründe dafür muß einer späteren Studie vorbehalten bleiben. Die historische Besinnung des modernen Afrikaners einerseits und das Interesse an der Geschichte des «dunklen Kontinents» bei den abendländischen Wissenschaftlern andererseits sind heute Tatsache.

► Während *Frobenius* die Kultur so stark in den Vordergrund rückt, daß der Mensch, der sie hervorbrachte, völlig in ihren Schatten gerät, versucht *Westermann* bewußt in seinem Einleitungskapitel Verständnis für das ganz andere zu wecken und dem Afrikaner die abgesprochene Menschenwürde wiederzugeben. Zwar gelingt ihm das nicht ganz. Selbst noch zu stark von Quellen zweiter Hand abhängig, in denen sich der ganze Wust stiller Vorurteile versteckt hält, unterlaufen ihm noch Wendungen, die als falsch beurteilt werden müssen.

«Die meisten Afrikaner haben auch heute noch gewisse kindliche Züge...» (*Westermann*, 3).

«Die Kunst des Gelbgusses in Benin und anderen Teilen Westafrikas ist durchwegs heruntergekommen, und sollte sie je eine Erneuerung erleben, so wird das nur unter europäischer Einwirkung geschehen» (*Westermann*, 4-5).

Von den Negern in Guayana in Südamerika seien viele in den Busch geflohen, obwohl sie lange unter Weißen gelebt und deren Gewohnheiten angenommen hätten, um in «ungestörter Einsamkeit zu den Primitiven zurückzukehren» (*Westermann*, 5). Der Autor verschweigt aber die wahren Gründe dieses Verhaltens.

«Eine Überhöhung der sinnlichen Welt ist mit dem Islam gekommen... Im ganzen ist zu sagen, daß das religiöse Leben zwar üppig gewuchert, aber keine nennenswerten Leistungen hervorgebracht hat» (*Westermann*, 13).

«Sie sind von den Weißen lange Kinder genannt worden, und sie möchten nun zeigen, daß sie erwachsen sind» (*Westermann*, 451).

Ein jedes dieser Zitate läßt sich durch die neuesten Forschungen als unrichtig widerlegen. Sie zeugen von den zwar abge-

schwächten, aber doch deutlich spürbaren Überlegenheitsgefühlen des Weißen der Kolonialepoche.

► *Davidson* hat die Absicht, die «festeingefleischten Vorurteile» über Afrika als Erdteil primitiver Menschen und Kulturen endgültig zu widerlegen und eine Art «Lagebericht», das heißt ein dem augenblicklichen Forschungsstand angemessenes Geschichtsbild zu geben. Dabei liegt seine Betonung einmal bei den neuesten Ergebnissen, zum andern auf Handel und Gewerbe als Grundmotive und Beweggründe für die Staatenbildung, ihre Blüte und ihren Verfall. Mit dem überheblichen Gebaren der Europäer geht er zu Gericht.

«Dann, als sie reicher wurden, begannen die Europäer sogar daran zu glauben, daß sie sich stets einer höheren Zivilisation als die Inder oder Afrikaner erfreut hätten. Sie vergaßen die Vergangenheit, die eine andere Geschichte erzählt...» (*Davidson*, 165, vgl. auch 11, 19, 102, 205, 252).

Das ökonomische Interesse steht bei *Davidson* stark im Vordergrund. Der internationale Handel ist es, der ihn fasziniert, wenn er das Kommen und Gehen der Staatsgebilde zu begründen sucht.

Tatsächlich spielten Handel, Wirtschaft und Industrie (Eisenbergbau) für Afrika im Mittelalter eine bedeutende Rolle. Die historischen Quellen, die über die Sudanstaaten und die Hafenstädte der Ostküste aussagen, sind Reiseberichte von Händlern oder Kundschaftern, die später von gelehrten Südeuropäern für die venezianischen Komptoire ausgewertet wurden, bis sich das Interesse von Afrika weg nach Lateinamerika verlagerte.

► *Cornevin* diskutiert weder über die Menschenwürde des Schwarzen Mannes noch über die Vorherrschaft des Weißen. Er konstatiert:

«Ob Afrikas Ruf, ein armes Land zu sein, sich bestätigt, ist eine Ermessensfrage. Sicher ist, daß wenn man den Beitrag der Kontinente miteinander vergleicht, den sie zur allgemeinen Wissenschaft und Wirtschaft beigetragen haben, Afrika keinen bedeutenden Platz einnimmt. Die Mehrzahl der Kulturentwicklungen, die heute seinen Reichtum bilden, hat dieser Kontinent tatsächlich von Asien oder Amerika erhalten... Hinsichtlich der industriellen Betätigungen scheint übrigens die Eisenbearbeitung, wenn sich das bestätigen sollte, afrikanischen Ursprungs zu sein. Die verschiedenen Arten der Negerkunst, die am Anfang des Jahrhunderts, insbesondere nach den Entdeckungen von Bénin, sich einer gewissen Beliebtheit erfreuten, gehören gewiß dem schwarzen Kontinent an» (*Cornevin*, 395).

Stellen *Cornevin* und *Zierer* die eurafrikanische Zusammenarbeit als Zukunftswunsch hin, so zieht *Endré Sïk* am andern Ende des Taues und ruft: Asiafrika!

«Das Studium der Geschichte Schwarz-Afrikas wird wissenschaftlich und politisch von größter Bedeutung... Im hohen Altertum konnte sich die Geschichte eines Teiles der Menschheit getrennt von der Geschichte eines anderen Teiles vollziehen. Mit dem Auftreten des Weltkapitalismus jedoch, insbesondere in seinem fortgeschrittenen imperialistischen Stadium, wird die Menschheitsgeschichte zu einem einheitlichen Geschehen» (18). «Das Studium der Geschichte Schwarz-Afrikas ist von besonderer Wichtigkeit,

* Erster Teil siehe Nr. 7, S. 82 f., zweiter Teil Nr. 8, S. 93 ff.

denn sie bestätigt glänzend und in oft verblüffender Weise verschiedene Thesen von Marx, Lenin und Stalin im Bereich der Geschichtswissenschaften ...» (Sik, 19).

▷ *Sik* geht es in seiner Geschichtsschreibung nicht um Rehabilitierung des Afrikaners, wenn es auch so scheinen mag. Er bringt seine Beispiele von Menschenopfern, Greueln der Europäer und Sklaverei nur, um damit gegen den westlichen Kapitalismus und Imperialismus vorzugehen, er unterschlägt, zu sagen, daß sich zu den genannten Grausamkeiten die Menschen aller Zeiten und aller politischen Systeme fähig zeigten.

Sein Buch erhebt den Anspruch, das erste Werk zu sein, das sein Thema von der Antike bis in die Neuzeit umfaßt und dabei entschlossen den veralteten Standpunkt der Geschichtsschreibung aufgibt; das die afrikanischen Völker zu Wort kommen läßt und nicht nur ihre kolonialistischen Unterdrücker; das das wahre Gesicht der Kolonisation zeigt.¹⁰

An Werken wie solchen von Zierer gemessen ist dieser Anspruch berechtigt, nicht aber zum Beispiel im Hinblick auf Cornevin, Davidson, Mauny (siehe unten). Es ist schwer, ein positives Wort der Würdigung zu finden. Abgesehen von der ermüdenden Systematisierung und einseitigen antiwestlichen Blickrichtung ist das Buch von Sik auch inhaltlich schwach. Wollte man die Schwächen, einschließlich Druckfehler, alle aufzählen, entstünde ein neues Buch!

Das erste Kapitel ist eine sich über vierzig Seiten erstreckende oberflächliche ethnographische Aufzählung und Abgrenzung des Lebensraumes von jenen Völkern, über die keinerlei historische Zeugnisse oder nur sehr geringe (bis ins 15. Jahrhundert) vorliegen. Man sucht vergeblich nach der Bearbeitung der in den letzten zehn Jahren erreichten Forschungsergebnisse (zum Beispiel Lhote), wozu unter anderem die in den Literaturverzeichnissen zitierten Werke von Davidson (*Africa Rediscovered* und *Lost Cities of Africa*) Anregung hätten geben können.

Der zweite Teil ist überschrieben «*Afrique Noire à l'Époque de l'accumulation primitive. Époque de la traite des esclaves (XVI-XVIII)*». Wenn auch allgemein bekannt ist, daß es bereits im alten Ägypten Sklavenhandel gegeben hat und daß ihn die Araber zusammen mit den schwarzen Afrikanern betrieben haben, so erweckt Siks Formulierung zunächst den Eindruck, als hätten die Portugiesen (von denen durchgehend nur negative Aussagen gemacht werden) überhaupt mit dem Sklavenhandel begonnen (113). Einige Seiten weiter (145) wird dann die Sklaverei als alte Sache hingestellt. Die seitenlangen Abhandlungen über den Sklavenhandel würde man begrüßen, wenn sie objektiv wären, statt Phrasen Zahlen brächten, mit denen sich das Maß der Schuld hüben und drüben abmessen ließe; schließlich wenn darauf hingewiesen würde, wie der afrikanische Sklave zum Beispiel in Amerika durch seine Freiheitsbestrebungen wesentlich zur Erreichung der Dekolonisation beigetragen hat, wie sich das afrikanische Element in Amerika durchsetzte und nun zur Quelle der Selbstbesinnung für Afrika geworden ist.

In den weiteren Kapiteln erfährt man nur über das Kommen und Gehen, das Siegen oder Erobertwerden der Staaten, kaum etwas über die Ursachen, sofern sie nicht in negativer Hinsicht bei den Europäern gesucht werden. Mit fünf Sätzen werden drei bis vier Jahrhunderte erledigt. Schon rein optisch! Aus vierzehn Zeilen springen vier römische Jahreszahlen in die Augen.

«Congo Belge» (66) sollte 1961 nicht mehr gedruckt werden, zumal nicht in einem Buch, das offensichtlich Partei für die unabhängigen Staaten ergreifen will.

Dem mittelalterlichen Europäer ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß er sich um Afrika zu wenig gekümmert habe (103), die Mohammedaner wachten eifersüchtig darüber, daß kein Christ den Fuß auf Sahara und Sudan setzte. Sie betrachteten den nordafrikanischen Handel als ihr Monopol.

¹⁰ Obwohl *Sik*, *Westermann*, *Cornevin* und *Davidson* in seinem Literaturverzeichnis aufnimmt, scheint er ihre Werke nicht gelesen oder nicht verstanden zu haben, sonst könnte er diesen Anspruch nicht erheben. – Der Herausgeber von «*Historia Mundi*» ist hingegen der Meinung, eine abschließende Beurteilung der europäischen Kolonialgeschichte sei noch nicht möglich, weil die Auswirkungen sich noch nicht erfassen lassen (Bd 8, 9–10).

Monotapa, das südostafrikanische Reich, wird nur auf knapp zwei Seiten behandelt (60–61 und 156).

Mit dem Hinweis auf den arabischen Einfluß und die späteren Entdeckungen der Portugiesen erschöpft sich die ganze Geschichte der Sudanstaaten. Es ist billig, Tatsachen oberflächlich aneinanderzureihen ohne Quellenachweis oder – wie im Falle Meroë – einfach zu schreiben: «Dieser Staat existierte ungefähr bis zum Anfang unserer Zeitrechnung, von seiner Geschichte aber im Lauf dieser fünf Jahrhunderte haben wir fast keinerlei Kenntnis» (Sik, 70).

Sik tut den Afrikanern und auch uns einen schlechten Dienst mit solchen Aussagen. Er hätte wenigstens ähnlich wie Davidson die zahlreichen archäologischen Funde in diesem oberen Nilgebiet erwähnen dürfen, aus denen sich sehr viel Historisches erschließen läßt.

Man sucht vergebens die neuesten Grabungsergebnisse; man vermißt Quellenzitate; man vermißt Sachregister, kulturgeschichtliche Hinweise, zusammenhängende und tragende Ideen; man möchte mehr Wissenschaftlichkeit und weniger «östliche» Propaganda (weitere Ausgaben in englischer, russischer und deutscher Sprache sind geplant). Vielleicht werden solche Erwartungen in den beiden nachfolgenden Bänden erfüllt ...

▷ In den «*Studien zur Kolonialgeschichte und Geschichte der nationalen und kolonialen Befreiungsbewegung*» (hrsg. von *Walter Markov*, Berlin) erschien der zweite Band unter dem täuschenden Titel: *Geschichte und Geschichtsbild Afrikas*. Es handelt sich darin nicht etwa um die Entwicklung der afrikanischen Geschichtsschreibung, sondern um die marxistische Einstellung der ostdeutschen Historiker und die Bekämpfung der westlichen Bemühungen um den Aufstieg Afrikas. Sie wurde auf der Arbeitstagung für neuere und neueste Geschichte Afrikas am 17. und 18. April 1959 in Leipzig proklamiert. Das Vorwort skizziert Programm und Arbeitsweise:

«Der schwarze Kontinent hat sich auf seine Kräfte besonnen und begonnen, die Ketten der imperialistischen Kolonialsklaverei zu sprengen. Daraus erwächst dem marxistischen Historiker der unmittelbare Auftrag, mit den Mitteln seiner Wissenschaft die Lösung der vielfältigen Fragen, die von der nationalen Befreiungsbewegung der kolonialunterdrückten Völker wie auch der jungen kolonialbefreiten Länder aufgeworfen werden, zu unterstützen» (1).

In einem Diskussionsbeitrag heißt es: «... daß die wissenschaftlichen Resultate von Marx, Engels und Lenin nur behilflich sein können, um in noch ungefestigten neuen Staaten die imperialistische und die kleinbürgerlich-chauvinistische Ideologie zu überwinden; sie werden gleichfalls die praktische Lösung der nationalen Frage, die mannigfachen Minderheitenkonflikte und schließlich die Entstehung sozialistischer Nationen erleichtern, was eine politische Aufgabe unserer Generation und nicht zuletzt der Arbeit ihrer Historiker ist» (3–4).

Die Referate waren folgenden Problemkreisen zugeordnet:

1. der Auseinandersetzung mit den Kolonialsystemen der Vergangenheit und mit den neokolonialistischen Theorien und Praktiken der Gegenwart;
2. einer Untersuchung der ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnisse einzelner afrikanischer Länder im Zusammenhang mit ihrer nationalen Befreiungsbewegung;
3. der Bedeutung der Unterstützung, die der antiimperialistische Freiheitskampf Afrikas durch das sozialistische Weltlager erfährt (2).

Die Reden und Aufsätze lassen viel an Wissenschaftlichkeit und Wahrheit missen. Dafür bestehen sie vorwiegend aus «Offensiv-Phrasen» gegen überlebte Einstellungen, sich überlebende Systeme und falsche Vorstellungen.

Der Tagungsbericht sei demjenigen empfohlen, der sich orientieren möchte, wie weit Ideologie die Wahrheit verzerren kann.

▷ Gleichsam als Gegengift dazu sei die Studie von *W. Röpke*, *Die unentwickelten Länder als wirtschaftliches, soziales und gesellschaftliches Problem in dem Band «Entwicklungsländer Wahn und Wirklichkeit»* (Erlenbach-Zürich 1961) empfohlen, worin, allerdings wissenschaftlich präzise, die westliche Meinung vertreten ist.

(Schluss folgt)

Dr. Hildegard Christoffels

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Beuret Dr. Gregor: Die katholisch-soziale Bewegung in der Schweiz 1848—1919. Verlag P. G. Keller, Winterthur, 1959. 238 S., broschiert.

Bickel Benedikt Joseph: Sport und Religion. Paulus Verlag, Recklinghausen, 1960. 103 S., Leinen.

Bieder Werner: Die Apostelgeschichte in der Historie (Theol. Studien, Heft 61). EVZ-Verlag, Zürich, 1960. 64 S., brosch. Fr. 5.80, Subskriptionspreis Fr. 5.20.

Biser Eugen: Der Sinn des Friedens. Ein theologischer Entwurf. Kösel-Verlag, München, 1960. 243 S., Leinen DM 14.80.

Bleistein Roman S.J.: Sagtest du: Liebe? Verlag J. Pfeiffer, München, 1960. 16 Text- und Bildseiten, geh. DM —.55.

Blieweis Theodor: Warum kommen Sie, Herr Pfarrer? Erlebnisse bei 1000 Hausbesuchen. Verlag Herder, Wien, 1960. 396 S., Leinen Fr. 14.—.

Blondel Maurice: Lettres philosophiques. Aubier, Editions Montaigne, Paris, 1961. 314 S., brosch.

Bodamer Joachim: Arzt und Patient. Herder-Verlag Freiburg, 1962. 135 S., brosch., Fr. 2.90.

Bodamer Dr. med. Joachim: Schule der Ehe. Verlag Herder, Freiburg i. B., Herder-Bücherei Bd. 77, 123 S., Fr. 2.55.

Böhm Anton: Lebensstandard — wozu? Fromms Taschenbücher, Bd. 7. Verlag A. Fromm, Osnabrück, 1961. 161 S., DM 4.80.

Böhm Anton, Hrsg.: Häresien der Zeit. Ein Buch zur Unterscheidung der Geister. Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien, 1961. 440 S., Leinen DM 34.80.

Bolkovac Paul: Kleine Fibel des Glaubens und der Liebe. Bibliotheca christiana. Verlag der Buchgemeinde, Bonn, 1961. 217 S., Leinen.

Bosch David: Die Heidenmission in der Zukunftsschau Jesu (Bd. 36 der Abhandlungen zur Theologie des AT und NT). Zwingli-Verlag, Zürich, 1959. 210 S., brosch.

Bösch Adolf: Lernbüchlein von Jesus und seiner Liebe zu uns. Mit Bildern zum Ausmalen von Hildegard Butz. Verlag Otto Walter AG, Olten, 1959. 77 S., kart. Fr. 2.—.

Bossle Lothar: Der junge Mensch und die Politik. Eine erste Einführung. Reihe «Politik der Gegenwart», Band 5. Verlag A. Fromm, Osnabrück, 1961. 120 S., geb. DM 5.80.

Bouillard Henri: Blondel et le christianisme. Editions du Seuil, Paris, 1961. 287 S., brosch.

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen- und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee
Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.
Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN**

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnements jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährlich bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A. Bruxelles, C. C. P. No 218 505. — Deutschland: DM 13.50/7.— Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährlich Kr. 25.—. Einzahlungen an P. J. Ståbil, Hostrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährlich NF 7.—, jährlich NF 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P 1085, mit Vermerk. Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner.) Jährlich Sch. 80.—. USA: Jährlich \$ 4.—.

LADISLAUS BOROS

mysterium mortis

Der Mensch in der letzten Entscheidung

207 Seiten, Leinen Fr. 16.80

Was geschieht mit uns im Moment des Todes?

«Im Tod eröffnet sich die Möglichkeit zum ersten vollpersonalen Akt des Menschen; somit ist er der Ort des Bewußtwerdens, der Freiheit, der Gottbegegnung und der Entscheidung über das ewige Schicksal».

Im Moment des Todes haben wir also alle — auch die Heiden, auch die ungetauften Kinder, auch die zu Heiden gewordenen Christen, auch jene, die plötzlich in die Ewigkeit berufen wurden — noch eine Möglichkeit für die Entscheidung. Genauer gesagt, erst dort haben wir die erste Möglichkeit einer ganzheitlichen Stellungnahme.

Das ist die These des Buches. Eine der erfreulichsten Einsichten der modernen Theologie.

WALTER VERLAG OLTEN